

# Rezensionsartikel

*Reinhart Kößler*

## Gedächtnisorte und Dilemmata von Erinnerungskulturen

Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.): *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust. Wien: Passagen Verlag 2000, 250 S.*

Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.): *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 2: Die Erfindung des Ursprungs. Die Systematisierung der Zeit. Wien: Passagen Verlag 2001, 274 S.*

Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.): *Die Verortung von Gedächtnis. Wien: Passagen Verlag 2001, 344 S.*

Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.): *Mehrdeutigkeit. Die Ambivalenz von Gedächtnis und Erinnerung. Wien: Passagen Verlag 2003, 230 S.*

Jean-Michel Chaumont : *Die Konkurrenz der Opfer. Genozid, Identität und Anerkennung. Lüneburg: zu Klampen! 2001, 359 S.*

Ingrid Gessner : *Kollektive Erinnerung als Katharsis? Das Vietnam Veterans Memorial in der öffentlichen Kontroverse. Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2000, 170 S.*

Öffentliche Ausformungen des Gedenkens, auch die Mahnung des Erinnerns sind integrale Bestandteile einer jeden nationalen, mit Abstufungen aber auch subnationaler kollektiven Identität. Es geht um die Konstruktion der Geschichte des Kollektivs, seines Woher und Wohin, seiner Legitimation und seiner Zielsetzungen. Vor allem in herausragenden Erfahrungszusammenhängen des 20. Jahrhunderts geht es in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen und ebenso unterschiedlicher Identität auch um die Auseinandersetzung wenn nicht mit kollektiver Schuld, so doch mit der Last von Großverbrechen, die im nationalen Namen begangen worden sind. All dies verweist auf die Ebene der *Auseinandersetzung* über die Inhalte des nationalen (oder subnationalen) Gedächtnisses und damit letztlich um den gesellschaftlichen Konsens, der geltende oder weithin akzeptierte Wertmaßstäbe und Zielsetzungen umreißen soll. Da Gesellschaften oder

nationalstaatliche Verbände keine homogenen Ansammlungen von Individuen sind, sondern in aller Regel oft scharfe Interessengegensätze und mit ihnen verschränkte Herrschaftsverhältnisse aufweisen, zeigt sich, dass es beim nationalen Gedächtnis und dem an ihn gekoppelten Konsens immer auch um gesellschaftliche Hegemonie, ihre Reproduktion oder Neudefinition geht, also um ein zentrales Feld gesellschaftlicher Auseinandersetzung.

Die vor allem in den Kulturwissenschaften seit nahezu zwei Jahrzehnten geführte, aber zumal von der französischen Soziologie und vor allem durch den Rückgriff auf Maurice Halbwachs wesentlich befruchtete Debatte über „kollektives“ und „kulturelles“ Gedächtnis sowie um eine differenzierte Konzeption der Erinnerung und des Gedächtnisses hat hier auch dann Entscheidendes beizutragen, wenn ihr struktureller Eurozentrismus schwerlich bestreitbar sein dürfte. Konzeptionelle Übertragungen auf andersartige Zusammenhänge liegen besonders da nahe, wo es wie in den ersten vier hier anzuzeigenden, von *Moritz Csáky* und *Peter Stachel* herausgegebenen Bänden um materielle Speicher und Orte des Gedächtnisses geht. Dass die in diesen Sammelbänden enthaltenen Beiträge sich weitgehend auf Probleme österreichischer Identität oder auf regionale und lokale Formen der Geschichts- und Erinnerungspolitik in Österreich konzentrieren, ist dabei eher ein Vorzug: Am Beispiel einer lange Zeit und in verschiedener Hinsicht prekären nationalen Identität lassen sich Prozesse und Strategien der Identitätsbildung weit deutlicher herausarbeiten als in Fällen, wo solche Identitäten scheinbar geschlossener und selbstverständlicher vorgegeben sind.

Die Bände von Csáky/Stachel bieten freilich weit mehr als eine Sammlung mehr oder minder spannender Fallbeispiele. Die beiden Teile von *Speicher des Gedächtnisses* enthalten eine Reihe von Beiträgen, die als grundlegende Einführung in die Gedächtnisproblematik gelesen werden können. Das gilt in Teil I für den kurzen Überblick, den *Jacques Le Rider* über das monumentale, richtungsweisende Werk von Pierre Nora zu den *lieux de mémoire* Frankreichs (s. auch Nora 1990), die als Vermittlungsinstanz zwischen „individuellem“, „sozialem“ und „geschichtswissenschaftlichem“ Gedächtnis (*mémoire sociale/mémoire historique*) erscheinen (16). Dass die Rolle von „‘Orten des Gedächtnisses’ als Codes und Identifikatoren prinzipiell transnational“ zu verstehen ist (21), zeigt sich gerade da, wo für den Autor „jene(r) selbstverherrlichende Narzissmus, um den ‘die Franzosen’ öfters beneidet werden“ (19) schwerer zu begründen ist. Die Komplexität des Themas wird deutlicher, wenn *Ernst Schulin* ausgehend von dem Spannungsverhältnis von Erinnern und Vergessen nicht nur auf die beiden zugrunde liegenden Auswahlprozesse verweist, sondern auf die Problematik der Rekonstruktion, die sich ergibt, wenn deren Ergebnisse revidiert werden sollen. Schließlich zeigen sich – etwa an den gegensätzlichen Beispielen Polens und Deutschlands – je nach nationalem Kontext sehr unterschiedliche Wertigkeiten

von Geschichte und Vergessen, das unversehens in die Nähe einer befriedenden „Amnestie“ rückt (33). Doch Auswahlprozesse sind gerade auch bei der musealen Konservierung nicht hintergebar, wobei freilich mit Christian Meier der Unterschied festzuhalten ist, der anlässlich der in den 1980er Jahren von Helmut Kohl initiierten Geschichtsmuseen strikt zwischen einem gezielt als repräsentatives Geschichtsmuseum geplanten und konzipierten Erinnerungsort und einem bereits bestehenden, später ausgebauten Fundus unterscheidet. Anders als „vergleichbare Staaten“ stehe die Bundesrepublik damit, so Meier 1988, neben „Entwicklungsländern und Volksdemokratien“ (37). Unter solchen Gesichtspunkten bedarf es kaum des Hinweises, dass das Museum „nicht nur ... Deponierunternehmung“ sondern Inszenierung, „Bühne“ ist, wo „gehorteter Sinn vergegenwärtigt wird“ (51), wie *Gottfried Korff* unter Verweis auf Luhmann, Habermas und Giedion deutlich macht. Ganz ähnlich verhält es sich mit Archiven, wo, wie *Leopold Auer* unterstreicht, die Einlösung der „Überlieferungs-Chance“ (Arnold Esch) „von verschiedenen Umständen abhängig“ ist (57), angefangen mit den Kriterien der Archivbildner und Archivare bis hin zu bewusster Verdrängung von Inhalten und Zerstörung ihrer Speichermedien.

In gewisser Hinsicht werden diese theoretischen Beiträge konzentriert begrifflich aufbereitet durch die Beiträge von *Aleida Assmann* und *Jan Assmann*, die zumindest die deutschsprachige Diskussion mit ihrer Unterscheidung zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis und deren Grundlegung des letzteren unter Bezugnahme u.a. auf Nietzsche, Freud, Derrida und Gadamer, ferner durch die klare Unterscheidung zwischen Gedächtnis und Erinnern entscheidend vorangebracht haben (s. auch J. Assmann 1992; A. Assmann 1999). *Jan Assmann* kontrastiert hier vor allem das „kollektive“ und das „kulturelle“ Gedächtnis. Im Anschluss an Nietzsches individuell gedachtes Konzept des „Bindungsgedächtnisses“ wird hier die unhintergehbare interpersonelle Dimension von Gedächtnis betont. Das kollektive Gedächtnis bezieht sich auf eine „klar definierte Wir-Identität“ (207). Gegenüber solchem Bindungsgedächtnis ermöglicht das „kulturelle Gedächtnis“ als „Bildungsgedächtnis“ „eine freie Verfügung des Einzelnen über die Erinnerungsbestände“. Die klare Abgrenzung und der „‘take off’ des kulturellen des kulturellen Gedächtnisses“ erfolgen dementsprechend „erst im Medium der Schrift“ (207). Mit der zusätzlichen klaren Unterscheidung zwischen Funktions- und Speichergedächtnis ist die Dimension des Unbewussten einbezogen und damit in der Formulierung von *Aleida Assmann* die „Möglichkeit von Veränderung und Erneuerung“, während in bloßer „Tradition“ als Überlieferung „jede Interaktion mit der Dynamik von Identität und Erinnerung abgeschnitten“ ist (208). Doch wenn *Assmann* unter Berufung auf Freud auch „das Nichtinstrumentalisierbare, Häretische, Subversive, Abgespaltene“ in *Gedächtnis* einbezieht, so beruft er sich dafür gerade auf den lockeren, „aber zweifellos noch im-

mer bestehende(n) Zusammenhang mit den Strukturen sowohl kollektiver als auch individueller Identität“ (210). Identität erweist sich hier angesichts der „vieltausendjährige(n) Erinnerungsräume“, die durch die Schrift dem kulturellen Gedächtnis im Prinzip zur Verfügung stehen, dennoch als rückgebunden an das Postulat der „kollektiven Identität“, wodurch „Grenzen“ und Bereiche „exotischen Wissen(s)“ erkennbar werden (211).

Im zweiten Teil von *Speicher des Gedächtnisses* expliziert *Aleida Assmann* die Unterscheidung zwischen mechanisch-artifiziell Speicher und dynamischem Erinnern weiter in der Dialektik des Vergessens: „Das Vergessen ist der Gegner des Speicherns, aber der Komplize des Erinnerns“ (16). Doch auch das Speichern unterliegt Veränderungen, unter denen die Umbrüche des 18. Jahrhunderts mit der „Ausdifferenzierung von Wissen“, der „Historisierung“ oder Unterscheidung zwischen „Gegenwart und Vergangenheit“, der „Etablierung der Schrift als dem Leitmedium der Kultur“ sowie „dem Strukturwandel der Öffentlichkeit“ hervorstechen (18): Nicht zuletzt ging dies mit einer Expansion der Gedächtnisspeicher einher, die mit der „Digitalisierung und Entgrenzung von Schrift im Internet“ (20) schließlich „in eine diffuse Flut“ übergeht, „die in alles eindringt und alles überschwemmt“, was wiederum im Zuge einer „Ko-Evolution“ zu „neuen Visionen und Institutionen der Engführung des kulturellen Gedächtnisses“ geführt hat: Geschichte und Kunst spalten sich auf in Wissenschaft einerseits und „Gegenstand von Identitätsbildung und Orientierung andererseits“ (21): Expandierendes Speicher- und enggeführtes Funktionsgedächtnis bleiben „dialektisch aufeinander bezogen“. *A. Assmann* expliziert dies am „Kanon“ der Klassiker, am historischen Museum, das neben der Bewahrung des von der „Gewalttätigkeit des Fortschritts“ Verdrängten eben auch der Konstruktion „historische(r) Identität“ dient (25), und schließlich am auf politische Identität bezogenen Denkmal, dessen „immer kürzere Halbwertzeiten“ nicht verhindern, „daß dennoch immer weiter Denkmäler errichtet werden“, was ihre Bedeutung „als eine Form kollektiver Gedächtniskunst, als Elemente der ars memorativa der Gesellschaft“ unterstreicht – freilich weniger in der Form des „heroischen“, in der „eine Person, Idee oder Tat verewig(t)“ wird, sondern eher in jener, „die die Auseinandersetzung mit einer unbewältigten Erfahrung in die Zukunft verlängert“, unter Verzicht „auf eine Sinngebung des Sinnlosen und auf eine Rhetorik der Fama“ (26).

Demgegenüber pointiert *Wolfgang Ernst* in Teil I die Konsequenzen der Digitalisierung vor dem Hintergrund einer entschieden konstruktivistischen Gedächtnistheorie in der Dominanz nicht der Speicherung, sondern der Übertragung als „Signatur des 3. Jahrtausends“ (109). Dabei tritt nicht nur die Differenz zwischen Speicher und Gedächtnis deutlich hervor; die unbegrenzte Speicherkapazität des Cyberspace könnte dazu führen, dass Gedächtnis selbst an ein Ende gelangt. Die meisten Beiträge dieser Bände widersprechen dem entweder durch

die in ihnen reflektierte Praxis - oder sie sind dieser Einsicht gegenüber hoffnungslos rückständig.

Freilich tritt die so begrifflich, auch kontrovers bestimmte Dynamik der Erinnerungskultur in den oft überaus detaillierten, auf einzelne Institutionen bezogenen Analysen und Darstellungen von Fallbeispielen deutlich zurück. Es geht in der eingeführten Terminologie vorwiegend um konkrete, ganz materielle Speicher kulturellen Gedächtnisses, die häufig von Leuten vorgestellt werden, die sich selbst um deren Erhalt und Organisation kümmern. So zeigt *Manfried Rauchensteiner* in Teil I an den verschiedenen Anläufen zur Schaffung eines österreichischen Nationalmuseums die spezifischen Schwierigkeiten der Bestimmung „nationaler“ Identität ebenso auf, wie die Beharrungskraft bestehender institutioneller Vorgaben. Demgegenüber gehen die Landesmuseen der Steiermark und Tirols auf quasi private Initiativen von Angehörigen der Habsburgerdynastie zu Anfang des 19. Jahrhunderts zurück, wie dies *Monika Sommer* und *Ellen Hastaba* ausführlich darstellen. *Konrad Köstlin* erläutert die Spannung, die sich bei der Analyse der Institution des Heimatmuseums zwischen dem Angebot von „Heimat“, überraschenden Perspektiven und der oft banalisierten Unmittelbarkeit der „Topolatrie“ (92). Auch hier zeigt sich aber bereits die Vielfalt der gesellschaftlichen Instanzen, von denen Impulse zur Speicherung und zur Darstellung des Gespeicherten ausgehen. Dementsprechend wird in Teil II den komplexen Ursprüngen der Wiener Hofbibliothek, aber auch des heute in Wrocław beheimateten Ossolineums nachgegangen, der Symbolik des österreichischen Staatswappens mit Adler, Hammer und Sichel, der Rolle historischer Vereine, der Volksmusikforschung und der Bedeutung von Tagebüchern als Orten des Gedächtnisses. Eine spezifische Form der Gedächtniskultur und -politik evoziert *Elisabeth Großegg*s Darstellung des Kaiserhuldigungszuges von 1908, nicht zuletzt in den Versuchen, die ethnische Vielfalt der Donaumonarchie zum Ausdruck zu bringen – und für Musil-Fans zugleich ein Sinnbild der Parallelaktion.

Im dritten von Csáky/Stachel herausgegebenen Band wird mit der *Verortung* von Gedächtnis die Perspektive deutlich verschoben, zumal es nicht allein um Orte im extensionalen oder geographischen Verständnis geht. Das zeigt sich an der Skizze zu „Vergangenheitsentlastung durch Differenzierung“, in der *Bernhard Giesen*, *Valentin Rauer* und *Christoph Schneider* einen weiten Bogen vom archaischen, eindeutig ortsgebundenen Totengedenken bis hin zur Ausdifferenzierung von Vergangenheit als „einer autonomen Wertsphäre“ (30) im 19. Jahrhundert spannen. Damit kommt es demzufolge nicht allein zur Spezialisierung von Vergangenheitsarbeit; zugleich wird Vergangenheit zur Betonung kollektiver Identität oder auch von staatlichen Ansprüchen genutzt, und Geschichtlichkeit erscheint geradezu als „Kapital“ (31), grob vergleichbar dem Bourdieuschen Konzept vom sozialen Kapital. Dies wird in der weiteren Entwicklung weiter

pointiert in der „Entmündigung des Laienpublikums“, die einhergeht mit dem Übergang von den älteren historischen Vereinen zu den nationalen Verbänden der vorletzten Jahrhundertwende. Diese werden aufgrund ihrer engen Verknüpfung mit „Professionalisierungs- und Differenzierungsprozesse(n)“ in engster Verbindung mit der „Dynamik moderner Vergesellschaftung“ gesehen (35).

Während ein Großteil der Beiträge dieses Bandes eher das Verhältnis von Orten und Territorien zu kollektiver Identität untersuchen, arbeitet *Gottfried Fliedl* anhand der Debatte um die Pyramide des Louvre sehr deutlich herausarbeitet, wie hier aus einem *Ort* als zentralem und materiellen und symbolischen Kristallisationspunkt staatlicher Macht nicht nur ein Museum und als Museum wiederum ein Symbol nationalstaatlicher Einheit und ihrer zeitlichen Tiefe wurde, sondern wie diesem Symbol durch Hinzufügung der Form des ägyptischen Grabmals als Eingangsbereich sowie mit der gleichzeitigen Verlängerung der städtebaulichen Achse über den Triumphbogen hinaus bis La Défense neue Dimensionen verliehen, wie Tradition hier weitergebaut wurde.

Doch ein brisanteres Thema behandelt zweifellos *Jacques Le Ridier* mit den wechselhaften und umstrittenen „Erinnerungsräumen“ (u.a. 144) Zentraleuropas und speziell Österreichs im 19. und 20. Jahrhundert, ein Thema von grundlegender Bedeutung. Dabei ist die ebenfalls kausal nicht festzulegende Beziehung zwischen Territorium und (nationaler) Identität im Auge zu behalten - ein schwieriger Prozess der Findung und fortgesetzten Neu(Selbst-)Definition, der zuvor schon ebenso eindrucksvoll wie kurzweilig in *Stephan Eglau*s Überblick über die wechselvolle Geschichte der österreichischen Nationalhymne seit Ende des 18. Jahrhunderts erläutert worden ist (leider ohne für die weniger Initiierten die Texte beizugeben). Doch wie Le Ridier angesichts der Territorialgeschichte speziell Österreichs schon zuvor anmerkt, ist sie in einen „Prozeß der selektiven Anamnese vergangener Prä-Existenzen“ (146) verstrickt, der nicht zuletzt die Erinnerung an das durch die Weltkriege des 20. Jahrhunderts und den Holocaust ausgelöschte „Zentraleuropa“ (147) verdrängt, hier eindrucksvoll repräsentiert durch Paul Celans Beschwörung des „Erinnerungsortes“ Czernowitz, jenes zerstörten „multikulturellen Wien *en miniature* nahe dem russischen *Limes* ...“ (148). Doch die Selektion im Gedächtnis, der *Kampf* um das Gedächtnis reicht noch wesentlich weiter und nimmt Formen an, die noch weit mehr verstören müssen.

Der neueste Band dieser Serie versucht, den Blick bis zur *Mehrdeutigkeit* zu weiten, landet freilich mit oft recht disparaten für sich genommen teilweise durchaus bemerkenswerten Beiträgen in der Beliebigkeit, die weitgehend um das Problem multipler kultureller Identitäten zumal in der früheren Donaumonarchie kreisen, aber auch Thesen enthalten, die im Kontext einer aufgeklärten Diskussion nach über einem Jahrzehnt Kritik an essentialistischen Positionen doch überraschen müssen. So lässt *Urs Altermatt* etwa „lokale Kulturen“ „zu neuem Le-

ben“ „erwachen“ und sieht darin den Grund dafür, dass „Regionalkonflikte“ sich „ethnisieren“ (81). Unmittelbar auf Fragen des öffentlichen Gedächtnisses bezogen ist allein *Katharina Wegans* lokale ebenso wie historische Kontextualisierung von Stefan Hrdlickas in Wien aufgestelltem *Mahnmal gegen Krieg und Faschismus*. Hier wird nicht nur eine politische Debatte über die Möglichkeit und die möglichen Grenzen öffentlichen Gedenkens nachgezeichnet, sondern die Autorin geht auch den sehr unterschiedlichen Provokationen nach, die damit verbunden sind, die Opfer des Holocaust als Opfer, auch in ihrer von den Schergen ihnen aufgezwungenen Entwürdigung als Teil des Denkmals zu zeigen.

Damit ist unmittelbar auf das Thema verwiesen, das sich unweigerlich in jede Diskussion öffentlichen Erinnerns und Gedenkens drängt und an dem sich jede Befassung dieser Problematik abzuarbeiten hat. Wie *Jean-Michel Chaumont* in unterschiedlichen, zeithistorisch und philosophisch reflektierten Dimensionen deutlich macht, stellt sich der industrialisierte Massenmord der Nazis auch als äußerst komplexes, moralisch nicht wirklich lösbares Gedächtnisproblem dar: Schon die Bezeichnung Holocaust oder Shoah, die Konstatierung als Genozid, sei es mit dem Anspruch der Einmaligkeit, sei es letztlich – wenn auch an herausgehobener, nicht vergleichbarer Position – doch eingereiht in *andere* Großverbrechen, die zumal im Verlauf des verflorbenen Jahrhunderts diese Bezeichnung auf sich gezogen haben, ist Gegenstand erbitterter Kontroversen. Chaumont arbeitet als langjähriger Mitarbeiter der „Fondation Auschwitz“ in Brüssel die eigene Verstörung auf und bemüht sich dabei vor allem, Licht in die schier unentwirrbare Gemengelage von Ansprüchen und Verweigerungen zu bringen, mit der um die Anerkennung als Opfer gestritten wurde und wird. Als Ausgangspunkt und Angelpunkt der Analyse kann die Ungleichheit derer gelten, die in die KZs gesperrt und vernichtet wurden, die Differenzierung zwischen den Opfern. Chaumont periodisiert die Erinnerungspolitik in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in die „Zeit der Scham“, die bis 1967 währte und die „Zeit des Ruhms“, die danach eingesetzt hat. Hierbei geht es nicht allein um das Bild, das Andere, vor allem aber sie selbst von den jüdischen Überlebenden der KZs hatten: zunächst die Diskriminierung seitens der „Politischen“ gegenüber denjenigen, die ohne Anlass, also ohne Widerstandshandeln, einfach aufgrund rassistischer Zurechnung ins KZ gebracht worden waren, danach die Umkehrung dieser Stigmatisierung bis hin zur Beglaubigung der Auserwähltheit des Volkes Israel und seiner welthistorischen Mission; damit ist zugleich die Zurückdrängung der Anerkennung der „Politischen“ und anderer Opfer sowie endlich auch des Gedenkens an sie verbunden.

Chaumont zeichnet den Weg „von der ungeteilten Humanität zum Differenzanspruch“ (78) detailliert nach und betont dabei einen „Positionswechsel von Rassismus und Antirassismus“, der noch weit über diesen zentral wichtigen Anlass hinaus Aufmerksamkeit verdient: von der Betonung der „Identität aller Men-

schen (und Menschengruppen)“, woraus der rassistische Charakter der Ablegung dieser Identität folgt, hin zur Betonung der „Unterschiede zwischen den Menschen (und Menschengruppen“, deren Ignorierung nun „unerträgliche Intoleranz beweis(t)“ und den Verdacht des Rassismus begründet (79). Daneben steht der Anspruch auf die „historische Singularität des Schicksals der Juden ... , die bewirkt, daß nicht einmal das Schicksal der Zigeuner damit vergleichbar ist, so daß man in ihrem Falle nicht von ‘Völkermord’ sprechen sollte“ (86). Wie im Folgenden detailliert entwickelt wird, hat diese Grundposition Konsequenzen sowohl für die vergleichende, gar auf „präventive Erklärungsmodelle“ abzielende Genozidforschung (147), wie auch im Hinblick auf den Rückfall zu einer extrem ideographischen Herangehensweise im Sinne einer „mehr oder minder detaillierten *Chronik* der Shoah“, die Abstraktionen der Komparatistik oder der sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung eventuell zwar vermeiden, aber letztlich nichts „verständlicher“ machen kann (149). Im weiteren werden die prekären Balanceakte deutlich, die vor der Tatsache unausweichlich werden, „daß die Erinnerung an den Holocaust jegliche Form von Antisemitismus kriminalisiert“ (170), der jedoch die zutiefst fragwürdige Tendenz gegenüberzustellen ist, kollektiv ein „Privileg der Unbelangbarkeit“ zu reklamieren (179). Damit ist freilich ein zentrales Problem verbunden, dass nämlich für viele Juden die so bestimmte „kollektive Dimension in Verbindung mit dem Allerschlimmsten wiederaufgetaucht“ ist (195). All dies unterstreicht nur die Komplexität, in die sich unweigerlich auch diejenigen verstricken, die nach angemessene Formen des Gedenkens suchen, denn dazu gehört die Anerkennung auch der Gründe, warum sehr unterschiedliche Menschen zu Opfern des Genozids geworden sind. Das Problem des Holocaust liegt gerade darin, dass „die überwältigende Mehrheit“ der Opfer „solche“ sind, „für die die Sieger nicht gekämpft haben“, derer wenigstens *zunächst* „nur nebenbei mitgedacht“ wurde (200).

Damit wird in gewisser Weise die grenzenlose Herabwürdigung noch einmal reproduziert, die bei denen, die sie erlitten haben, zunächst tiefe Scham, selbst bei den besser gestellten Mithäftlingen aber Verachtung hervorgerufen hat. Chaumont geht diesem Zusammenhang detailliert nach, und er kommt zu zwei zentralen Einsichten. Zum einen verweist er auf „gewisse Grundüberzeugungen“ in denen „die SS, ihre Opfer und der äußere Dritte kommunizieren“ (257), was die verhängnisvollen Verstrickungen der Stigmatisierung erst ermöglicht. Mehr noch: „Das zivilisierte Gesicht des Nazismus zwingt uns zu einer Neubewertung der Zivilisation, so wie uns sein modernes Gesicht dazu zwingt, die Moderne neu zu bewerten“, wobei „der Mechanismus der Nichtanerkennung ... im Falle der kolonialen Gewaltakte genauso funktioniert (hat)“ (257). Diesen Zusammenhang sieht Chaumont zweitens beglaubigt in dem Mahnmal zum Gedenken an den Warschauer Ghetto-Aufstand. Dessen mythologisierende, heroisch überhöhte und

von der historischen Realität eindeutig abweichende Pose versteht er weniger als Ausfluss des Sozialistischen Realismus, denn eines Postulats des Heroismus und eines würdigen Todes im bewaffneten Kampf, das allein Anerkennung zu bieten scheint – ein Schein, der hier u.a. durch das Zeugnis des Überlebenden Marek Edelman (s. Krall 1998) zumindest deutlich relativiert wird. Edelman hat nicht zuletzt auf „die exemplarische Bedeutung von bislang unsichtbaren Akten“ verwiesen und dazu beigetragen, dass „andere Verhaltensweisen aufgewertet“ werden (256), die vom Bild des heroischen Todes auf dem Feld der Ehre abweichen.

Solche Feststellungen entheben nicht der Dilemmata, mit denen, wie Chaumont hier aus unterschiedlichen Perspektiven begründet hat, *jede* Form historischen Gedenkens „nach Auschwitz“ konfrontiert ist. Chancen zu deren Auflösung sieht er in strikter und sensibler Kontextualisierung und in der Einsicht, dass es um Formen der *Darstellung* des Geschehenen und nach wie vor Unfassbaren geht. Vor allem aber setzt er gegen die Möglichkeiten der „Verharmlosung durch Gewöhnung“ und der isolierten Sicht auf ein „einzig Unannehmable(s)“ (284) als „dritte Möglichkeit ...., daß man auf Auschwitz verweist, um alle Phänomene ans Licht treten zu lassen, die wir deshalb hinnehmen, weil wir seit Jahrhunderten ... davon *konditioniert* sind“; damit würde Auschwitz nicht auf „ein anderes Phänomen ... reduziert ...; vielmehr ist es das Unannehmable dieses Phänomens, das durch das Prisma von Auschwitz so sichtbar wird wie am ersten Tag“ (285). Diese Perspektive steht, wie weiter deutlich wird, in der Ausweitung der „Anerkennungsvoraussetzungen“ (312) auch wo es um unterdrückte kollektive Identitäten geht, und ferner in der Entwicklungslinie der „Revolution der Menschenrechte“, als Bruch mit der Ideologie der „biologischen oder sozialen Abstammung“ (312).

Es ist wohl möglich, dass all dies in den Augen vieler dem Ruch des Eurozentrismus nicht entgehen wird. Aber damit wäre die nachdrückliche Botschaft verfehlt, die von Chaumonts detaillierter Auseinandersetzung mit der These von der Einzigartigkeit des Holocaust ausgeht: dass Erinnerungskulturen und -politiken nicht hinter diese grundlegende Erschütterung und – wie Chaumont zu Recht betont – Demaskierung überkommener Betrachtungs- und Behandlungsweisen zurück können, ohne letztlich der Banalität, dem Kitsch und der Verlogenheit anheim zu fallen. Aus dieser Perspektive spränge jede Form der Erinnerung zu kurz, die es versäumt, sich den Ambivalenzen und Dilemmata einer jeden, zumal öffentlichen Erinnerung zu stellen, die mit den Verstrickungen der Anerkennung verknüpft ist, die eben nicht nur Heroismus umfasst, sondern auch Opfer, Leid und Unrecht bis hin zur nach wie vor unvorstellbaren Barbarei. Zu dieser Perspektive gehört zentral die Überwindung der militärischen und kriegerischen Schlagseite überkommener Erinnerungskulturen.

Gerade weil es am Schnittpunkt der vielleicht virulentesten und nach wie vor folgenreichsten Nord-Süd-Konfrontation mit der dominanten Erinnerungskultur der

westlichen Hegemonialmacht steht und den skizzierten Anforderungen gegenüber in Ambivalenz verharrt, kommt dem *Vietnam Veterans Memorial* in Washington, D.C. zu, das *Ingrid Gessner* zum Gegenstand einer informativen Mainzer M.A.-Arbeit gemacht hat, spezifische Bedeutung zu. Es hat nach dem Entwurf von Maya Ying Lin die Form einer V-förmigen Wand, in die die Namen der Gefallenen eingraviert sind. Sein Standort in der *Mall* in Washington macht es zu einem zentralen Bezugsort der US-Erinnerungskultur. Die Person der als „other“ konnotierten Künstlerin (53) ebenso wie die Abweichung vom üblichen Muster des „Kriegsdenkmal(s)“ (57), die Auseinandersetzung mit Scheitern und Schuld zumindest als Subtext neben der Anerkennung der Gefallenen führten noch vor der Enthüllung 1993 zu Modifikationen durch figürliche Gruppen ebenso wie zur Konzipierung von deutlich anders gestalteten Denkmälern zur Erinnerung an den Koreakrieg und den Zweiten Weltkrieg. Umgekehrt lehnten Kritiker jegliche Form eines Denkmals ab zugunsten der „schlichten Anerkennung der Grenzen unserer Macht als Nation, anderen unseren Willen aufzuzwingen“ (zit. 119). So lässt sich dieses Monument als Ausdruck einer spezifischen ideologischen und politischen Konstellation erkennen, in der zumindest Ansätze der von Chaumont so eindringlich eingeforderten Brüche, der Umkehr in der gesellschaftlichen Erinnerungskultur erkennbar waren. Die Dominanz des Militärischen in der Denkmalskultur auch in vielen anderen Teilen der Welt indiziert aus solcher Perspektive weit Bedrohlicheres als nur schlechten Geschmack und Renommiergehab.

## Literatur:

- Assmann, Aleida 1999: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München.
- Assmann, Jan 1992: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München.
- Krall, Hanna 1998: *Dem Herrgott zuvorkommen*. Berlin (1977)
- Nora, Pierre 1990: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Berlin.

Anschrift des Autors:

Reinhart Köbler  
Im Uhlenwinkel 8  
D - 44892 Bochum  
r-koessler@gmx.de